Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 13

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636508

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 13 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 1. April 1922

Frühlingstraum.

Von Erwin Schlup.

Deine schlanken, weißen Hände
Sah ich über Tasten gleiten —
Wundersame, zarte Töne
Lösten sich aus starren Saiten,
Hielten schmeichelnd, wie ein Märchen,
Meine Sinne eng umschlungen,
Und die Saiten meiner Seele
Haben leise mitgeklungen.

Und wie deine Hände lockten
Aus den Saiten Traumgebilde,
Sprangen auf des Tores Flügel
Meiner Sehnsucht. — Ihr Gefilde,
Oeffnet eure Blumenaugen!
Seht, wie durch das Frühlingsprangen
Meine Liebste, leichten Schrittes,
Stolz und lächelnd kommt gegangen!

Seht, es neigen sich die Zweige
Grüßend zu dem Mädchen nieder;
Duftend öffnen sich die Kelche
Jeder Blüte von dem Flieder.
Zärtlich greifen in die Blüten
Schlanke Hände meiner Holden,
Zieh'n sie sacht' an durst'ge Lippen. —
O, wär ich ein Blütendolden!

Schmetterling mit bunten Flügeln
Schwingt sich gauckelnd in der Sonne,
Fällt hernieder auf die Blumen,
Schwingt sich aufwärts, voller Wonne.
Mit der Seele hellen Lichtern,
Augen, die entzückungsschwanger,
Folgt mein Lieb den Sonnengaucklern. —
Herrlich Bild im Frühlingsanger!

Deine schlanken, weißen Hände
Sah ich über Tasten gleiten —
Wundersame, zarte Töne
Lösten sich aus starren Saiten,
Hielten schmeichelnd, wie ein Märchen,
Meine Sinne eng umschlungen,
Und die Saiten meiner Seele
Haben leise mitgeklungen. — —

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

13

Fünftes Kapitel. — **Franz Blumers Bilder.**

Drei Vöglein sangen froh und laut, und eine Weile darauf waren es schon hundert und noch mehr. Sie sangen in den Buchen und auch in den Tannen und in den Büschen an den einsamen Parkwegen. Und in den fremdländischen Tulpenbäumen, auf deren Zweige vielleicht Papageien oder Kolibris und Paradiesvögel gehörten, trillerten sie ganz ungescheut und heimisch, und im dichten Gesträuch hinter dem plätschernden Brunnen trieb eine Nachtigall ihr lautes Wesen, daß es schon eher ein Schreien und Lärmen war. Aber die gute Stadt Basel schlief immer noch, denn was kümmerte sie sich um Vogelsang? Ihr mußten ganz andere und weniger naturselige Weckerglocken in die Ohren läuten, um sie ans Triebrad des Werkeltags zu nötigen.

Aber es kreischte eine Türe von der Gundeldingerstraße her in den Morgen hinein, daß alle Vöglein aufs Mal den Atem anhielten. Zur Reise gerüstet und voll bepackt, trat Franz Blumer vors Haus, mit ganz taktmäßigen, in die Weite weisenden Schritten schon, während sein Vater in den Pantoffeln bis ans Gartentürchen hinter ihm dreinschlurfte, als müßte ohne seine Begleitung alles schief gehen. Es gab noch einen kurzen Abschied, in dem ein starker Händedruck und ein Austausch Blick um Blick von Aug' zu Aug' das meiste zu sagen hatte, und dann marschierte der Maler zum Park hinüber, während ihm der Alte noch seine helle Liebe auf den Rücken scheinen ließ. Erst als sein Sohn aus dem Schatten heraus war, drehte er sich um und schlurfte beruhigt ins Haus zurück, denn nun wußte er ja, daß die Sonne über seinem Franz war, und die hütete fast ebenso gut wie die Augen eines Vaters.

Wieder kreischte die Türe, und diesmal bedeutete es, daß der Maler auf einmal allein auf der Welt war. Seltsam tot und fast etwas lächerlich standen die Häuser hinter

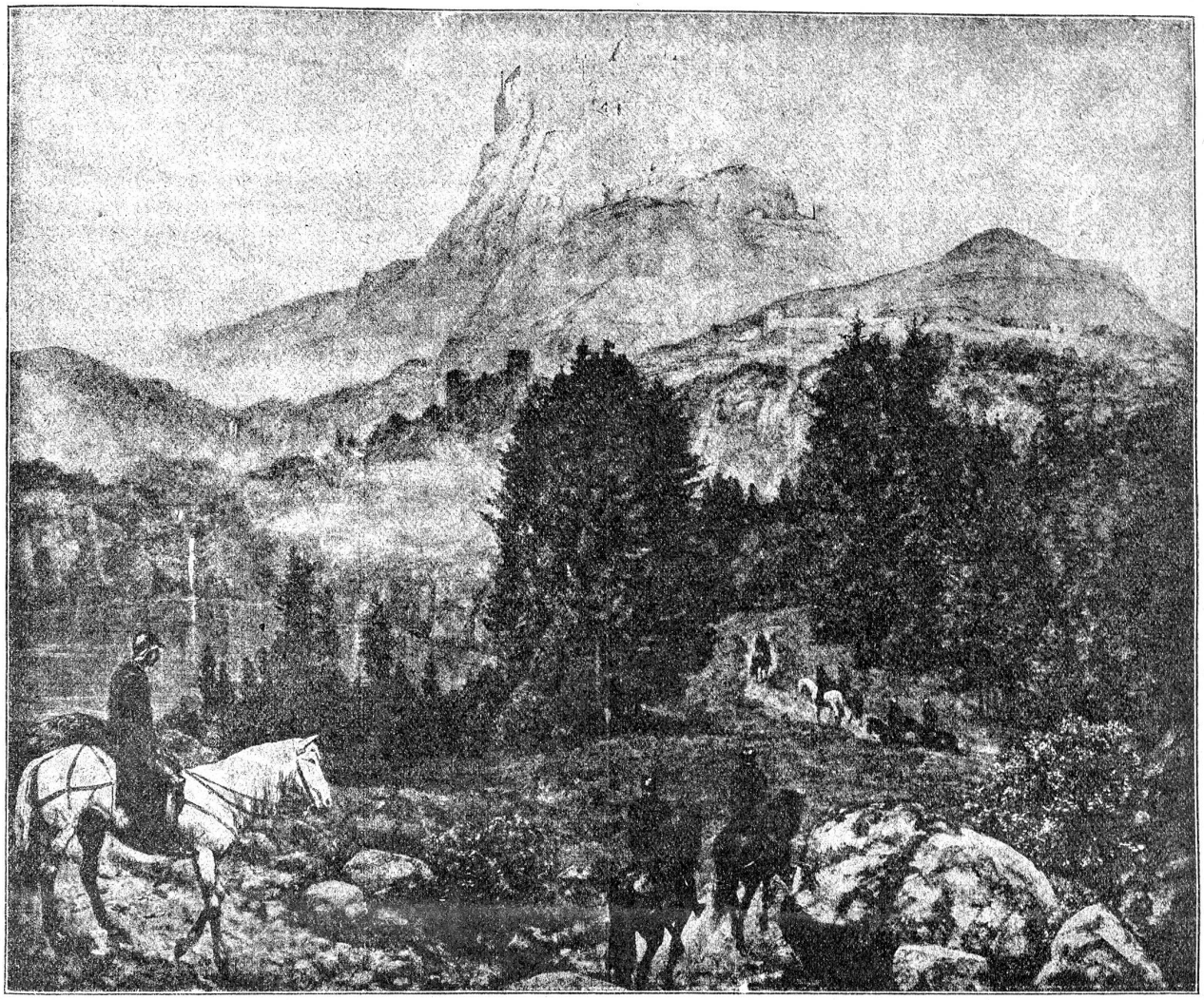
ihm, denn wozu brauchte man so viel Aufwand von Stein und Mörtel und sorgfältiger Ueberdachung, wenn es unter dem freien Himmel so schön zu wandern war? Als er nochmals zurückschaute und gerade dachte, daß die Stadt ein ungeheurer Sarg sei, da flatterte eine Liebesfahne hinter ihm drein und zeigte derart, daß der Sargdeckel gar nicht zugeschraubt war, sondern etwas von dem verlockenden Leben, das unter ihm verborgen lag, aus einer Spalte schimmern ließ. Denn in einem Mansardenfenster, das zum Hause mit der kreischenden Türe gehörte, stand ein Mädchen und winkte mit einem großen Nastuch, auf dem das Schweizerkreuz leuchtete, umrahmt von allen zweiundzwanzig Kantonen. Franz sah das Zeichen, schaute genauer hin und entdeckte, daß die winkende Person niemand anders war als das Dienstmädchen aus dem ersten Stocke, dem er schon dann und wann auf der Treppe begegnet war, auch einmal im Keller, ohne ihre Nähe je anders als gleichgültig und lau verspürt zu haben. Aber nun beugte sie sich, kaum dürftig bekleidet, zum Fenster hinaus, in der reizenden, halbverhüllten Art einer griechischen Statue, und mußte ihn also wohl lieben. War's nicht besser, daheim zu bleiben, wenn so viel jugendliches Wesen nichts anderes wünschte, als sich ihm um den Hals zu werfen? Nebenan war sein dürftiges Atelier, wie viel lockendes Zukunftsversprechen: Abende, Nächte und auch heiße Mittagszeiten, Liebesräubereien, während sie Kartoffeln über dem Feuer hatte oder mit einem Korb voll Wäsche auf den Estrich stieg. Und sie winkte und winkte. Warum in die Ferne schweifen, sagte das rote Fähnchen, und er fühlte, wie er schwach wurde. Aber dann lachte er, klemmte ein Maltüchlein in die Staffelei und winkte abschiednehmend zurück. Wie überall Blumen blühten, so blühten wohl auch überall Mädchen, und fröhlich zog er weiter und hatte wieder eine Gewißheit mehr im Herzen, daß die Welt ganz unerwartet reich und ganz unverhofft selig sein konnte. Sie winkte schwächer und schwächer, solang noch etwas von ihm zu sehen war; dann drückte sie das patriotische Schnupftuch, das ihr einziges war, ans Gesicht und wischte sich mit dem Kanton Bern die Tränen aus den Augen und auch mit dem Kanton Uri. Ach, schließlich mußte die ganze Eidgenossenschaft herhalten und sie hätte ganz gern doppelt so viele Wappen zählen dürfen. Danach aber begann das Dienstmädchen ihre Gedanken dem Bäckerburschen aus dem Schwäbischen zuzuwenden, so daß der über den freundlichen Empfang ganz überrascht war, als er um sieben Uhr mit Brot und Brötchen vor die Türe kam und zur klingenden Münze, die seinem Meister gehörte, auch noch einen Kuß kriegte, der sein Eigentum war und verblieb und mehr Zinsen versprach als die allerbeste Aktie.

Morgenluftig klar, glänzend und glitzernd wie mit tausend Edelsteinen und Farbengläsern, rein gewaschen, wie einem verjüngenden Bade entstiegen, lag die Stadt da, als Franz vom Bruderholz herunterschaute. War das nicht immer wieder von neuem Anfang der Welt, mit Entzücken zu umfassendes, ewig sich verjüngendes Gottesgeschenk? Und über ihm, sieh, die Strahlende, leuchtete die Sonne Homers. Goldne Zeitalter? Nein, die Gegenwartstunde war golden und grau und ehern alles Vergangene und Zukünftige. Wo hatte er es verdient, daß er so glücklich sein durfte, er allein, Spiegel der Welt? Ganz demütig wurde er vor lauter Seligkeit und Machtgefühl. Um ihn aber sangen wieder alle Vögel, denn sie spürten, daß Frieden in ihm war, und die Tautropfen, die seine Füße von den Grasspitzen streiften wie überreife Beeren, glänzten in allen Regenbogenfarben bis zu allerletzt und ließen es dann geduldig geschehen, daß sie von den dürstenden Bodenkrümchen begehrlich getrunken wurden.

Leb wohl, Heimatstadt! rief er, als schon die Milchfuhrmänner herumkutschierten und die Straßenputzer den ersten Staub aufwirbelten. Leb' wohl, Heimatstadt, die doch nicht meine wahre Heimat ist. Dort geboren, aber nicht festgewachsen; dort erzogen, und doch nicht eingelebt; mein Vater kam vom Lande, nun ziehe ich wieder ins Land hinaus. Hierhin, dorthin, wer weiß, wo meine wahre Heimat ist. Aber ein herzliches Dankschön, du Basel, für alles, womit du mir in der Kindheit und Jünglingszeit Freude machtest, und auch für das allerletzte: daß du mein Bild „Der Seiltänzer" gekauft hast, um es im Museum allen Leuten zu zeigen. Nun habe ich das Höchste erreicht, was hier ein Maler erreichen kann, und darum ist es ganz an der Zeit und in aller Ordnung, daß ich wegwandere. Als städtisch approbierter und abgestempelter Maler trete ich nun in den Kreis der andern. Der Museumswächter wird mit wichtiger Miene dem und jenem sagen: Da hängt etwas Neues, ein Blumer. Und der Doktor Fischer, der sich sonst nur um Schmetterlinge kümmert und immer die Hände auf dem Rücken hält, als möchte er allen Besuchern ein deutliches Vorbild geben, wie man sich in einem Museum zu benehmen habe, wird vielleicht auch hinaufsteigen und schauen, für was man jetzt wieder Geld weggeworfen hat. Und wenn die Kirche aus ist, dann kommen die feinen Herren und Damen, die im Münster gesessen sind; und auch die Mädchen vom Baselland und aus dem Schwarzwalde gehen langsam und etwas scheu vorbei, ohne sich aber drum zu kümmern, wer die Bilder gemalt hat, denn sie halten sich nach alter Volkesart an das dargestellte Thema und an den sichtbaren Sinn und haben genug daran. Ein gemachter Mann, sagen jene, die mich kennen. Aber ich fühle mich noch lange nicht am Ende, Sprungkraft ist in mir, ein rechter Mann bin ich noch lange nicht, und bloß der Himmel weiß, was ich noch alles aus mir machen werde. Eine Station am Wege bloß ist das Bild, nun kommen die andern.

Vielleicht geht auch Rösli eines Tages wieder ins Museum. Sie wird staunen, wenn sie mich so ausgezeichnet und erhöht sieht, beleuchtet vom Beifall der öffentlichen Meinung, vertreten im heiligen Tempel des städtischen Wesens, des Dunkels des Unbekannten völlig entledigt. Und vielleicht wird sie dann bereuen, daß sie... pumberlibum, bereuen oder nicht, was kümmerts mich. Muß denn ein Mensch notwendigerweise tot und begraben sein, um nicht mehr zu existieren? Man braucht ja bloß nicht mehr an ihn zu denken, das genügt.

Aber hast du nicht gerade vorhin an Rösli gedacht, als dir das Mädchen aus dem Dachfenster zuwinkte? Dachtest du nicht, tönte es nicht laut: ja, wenn's Rösli wäre, dann! Und wenn jetzt das Rösli hinter einem Busch hervorträte, lieblich und reizend, halb verhüllt und halb



Die Gralsburg — Nach einem Gemälde von Hans Thoma.

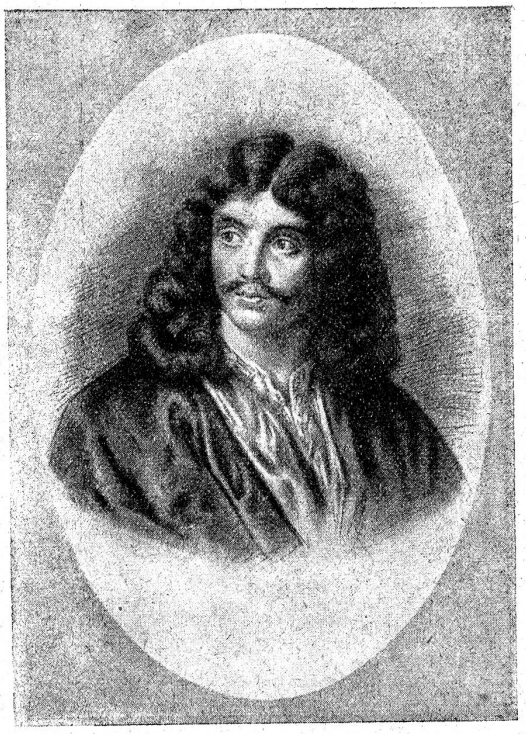
Gral bedeutet nach dem Glauben des Mittelalters die Schüssel, aus der Christus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl aß und in welcher nachher Josef von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes auffing. Sie war aus einem einzigen Smaragd geschliffen und mit wunderbaren Kräften ausgestattet. Die Sage erzählt, daß Josef von Arimathia den heiligen Gral nach Britannien gebracht habe. Dort bewahrte ihn Titurel auf dem unzugänglichen Berg Montsalvage in einem prachtvollen Schloß auf. Ein großer Sagenkreis schloß sich an diese Legende an. Auch die Parzivalsage wurde mit ihr verbunden. Nach ihr war der Sohn der Herzeloyde, der Tochter des Gralskönig Titurel, ein Gralsritter, d. h. einer der zahlreichen Abenteurer, die den wunderbaren Becher gewinnen wollten. Wolfram von Eschenbach und nach ihm Richard Wagner haben diesen französischen Sagenstoff bearbeitet, letzterer in einem wunderbaren Tonwerke. Hans Thomas Gemälde, eine interessante Mischung von romantischer und heroischer Landschaft, zeigt eine Schar dieser Gralsritter gemessen und andächtig der erhabenen Gralsburg zureiten.

enthüllt, und auf dich zukäme, mit offenen Armen, nein, mit lose hängenden Armen, Armen, die vor lauter Liebe ganz schwach geworden sind, so daß sie sich nicht mehr heben und ausstrecken können. Und Augen, die sich schlössen, wie um nicht geblendet zu werden, daß du wüßtest, Sonnenflamme und Sonnenlicht bin ich. Und wenn du ihren Mund schautest, die Oberlippe, die geschwungen ist wie ein assyrischer Pfeilbogen und wohl auch die spitzigsten Pfeile verschicken kann, und die Unterlippe, die einer Welle gleicht, die sich sehnsüchtig über das Ufer wirft, und hinter ihr, drängend, ein gar lockendes Meer? Wär's für einen Maler nicht schon um dieses roten Mundes willen das Klügste und Beste, was er tun könnte, ein solches Mädchen in die Arme zu schließen, und wenn es dumm plaudert, einfach nicht hinzuhören? Denn geziemt es nicht gerade einem Maler, sich an die Erscheinung zu halten und nicht an das Wesen?

Nein, weg mit Rösli, ich will Erscheinung und Wesen nicht trennen. Im Aeußern das Innere zu geben, das ist gerade mein Wille. Und wenn's nicht nach dem offiziellen Kunstkatechismus ist, so ist es eben nach meinem besonderen und wie ein Gesetz für mich gültigen Katechismus. Herrgott, malen will ich nach meiner Art. Die Pinsel klappern schon im Kasten vor Sehnsucht, und die Farben duften so süß und berauschend wie die betörendsten Blumen. Und ich hör', wie die Leinwand sich begehrlich streckt und dehnt in ihrer Rolle. Mit Pinsel und Farbe will sie gestreichelt sein. Fürwahr, bald soll ihnen allen ihr Wille werden!

Und Franz Blumer guckte nach links und nach rechts und auch auf die Wiesen und Aecker, gegen die seine Schritte zielten, und in den Himmel über ihm. Soll ich zehn Wölkchen malen, die wie schöne weiße Schwäne davonfliegen, daß ein jeder sehnsüchtig wird, der sie sieht? Oder soll ich einen blühenden Apfelbaum malen, daß die Leute auf einmal merken, daß es immer noch Wunder und Märchen gibt? Ich wüßte schon, wie das getan werden müßte. Zuerst der Boden mit Steinen und Schollen, stark in der Farbe,

recht in die Augen fallend. Was geht uns denn diese armselige Erde an? fragen die Beschauer. Aber laß sie nur reden. Dann ein rissiger, knorriger, krüppeliger Stamm,



J. B. Poquelin (Molière).

dem man anmerkt, daß ihm das Wachsen schwer gefallen ist. Alt darf er aussehen, dürr, dem Brennholz gleich, das nur noch wert ist, aufs Feuer geworfen zu werden. Und auch dieser Stamm wieder recht aufdringlich in Form und Farbe. Du lieber Himmel, ist denn dieser Maler verrückt, daß er aus einem solchen unnützen Baume so viel Wesens macht? sagen die Beschauer und wollen schon weiter gehen, zu einem Bilde, wo ihnen ein junges Mädchen entgegenlacht. Das ist doch wahrhaftig malenswerter als so ein alter Baum. Aber sie gucken doch noch einmal nach den Aesten und Zweigen aus — und da, zu oberst, kaum sichtbar vor der Luft und dem Himmelslicht, das mit ihnen fast gleiche Farbe gemeinsam hat: die Blüten. Was für herrliche Blüten! All das Verheißende, Siegreiche einer Blüte ist ihnen gegeben. Je länger man die Blicke dem alten Stamme nach auf die Erde hinuntergleiten läßt und wieder hinauf, desto schöner und bedeutungsvoller und schimmernder wie mit glänzenden Heiligenscheinen werden die Blüten. Daß so steinige Erde, solch' alter, halb verdorrter Stamm noch solches vermag! Und die jungen Beschauer freuen sich dessen, denn das Bild ist ihnen eine tröstliche Verheißung, und die alten spüren auf einmal wieder Lust, noch etwas Großes und Schönes zu tun, ehe sie sterben, denn sollten sie schlechter und geringer sein als ein alter Apfelbaum? Und von dem Tage an webt ein seltsames Leben in der Stadt. Man erkennt ja die Leute gar nicht wieder, sagte einer, der nach vierzehntägiger Geschäftsreise nach Basel zurückkommt. Auf einmal begeistern sich Tausende für die Verwirklichung produktiver Ideen, die bis dahin bloß das geliebte und märtyrerhaft verteidigte Eigentum Weniger gewesen sind. Und der Millionär da, wie heißt er gerade, der sonst immer um zwölf Uhr in seinem schon etwas schäbigen braunen Ueberrock um die Handelsbank biegt? — Ja, eben der, ich weiß, wen Sie meinen, sein Name will mir zwar gerade auch nicht einfallen. — Der hat also wirklich schon zu Lebzeiten zwei Millionen verschenkt zur Verschönerung der Stadt? — Ja! — Und seine Kinder haben nicht protestiert? — Im Gegenteil, sie sind stolz darauf. — Ja, warum denn? — Weil ein neues Bild ausgestellt ist, „Blühender Apfelbaum" heißt's, das steigt den Leuten in den Kopf wie sonst nur der Wein. — Wirklich? — Ja, sehen Sie sich's nur an, ich will wetten, es geht Ihnen wie mir. Ich hab' meinem Sohn auf einmal erlaubt, Musiker zu werden. Es soll blühen, blühen. (Fortsetzung folgt.)

Jean Baptiste Poquelin genannt Molière.

Es gab eine Zeit, da die Schweiz, vorab die „Republik Bern", mit der französischen Kultur enger verbunden war als heute. Gerade vor 300 Jahren, als der berühmteste Komödiendichter Frankreichs das Licht der Welt erblickte, fingen diese Beziehungen mit Frankreich — zunächst rein politische — an. Und um die Zeit, da Molière dem Sonnenkönig seine Charakterkomödien vorspielte, wimmelte es in Frankreich von Roten Schweizern. Manch ein junger Berner Offizier mag im Hotel de Bourgogne oder im Petit Bourbon oder auch im Theatersaal des Palais Royal sich am „Bourgeois gentilhomme" oder seinem „Tartüff" ergötzt, vielleicht gar den Dichter selbst als Darsteller seiner Helden auf der Bühne gesehen haben. Sie brachten die Bewunderung für französische Eleganz und französischen Witz mit nach Hause. Französische Schauspielertruppen waren in Bern gern gesehen, und im Ballenhaus des Fischer von Reichenbach und im späteren Hotel de Musique (altes Theater) mögen des öftern von den Brettern herunter Molièresche Gestalten die Berner haute société unterhalten haben. Die Zeiten, da allein die französische Sprache in der bessern Gesellschaft in Bern Geltung hatte, sind vorbei. Doch sind vielleicht aus jener Literaturepoche Frankreichs, die man die klassische nennt, gerade die Molièreschen Komödien das Kulturgut, das bis in unsere Zeit und in unser Sprachgebiet hinein seine Wirkung behalten hat. Wenn für uns Gegenwartsmenschen die kühlen antiken Tragödien Racines oder gar die pathetischen Verse Corneille's auf der Bühne undenkbar sind, so können wir Molières witzige Verspottungen des Heuchlertums, der Grämlichkeit, der Frauengelehrsamkeit, der Geizigkeit, der Preziosität, des Geckentums, der Einbildungen aller Art auch heute noch genießen, auch wenn wir das historisch Bedingte davon in Abzug bringen. Das macht, weil in seinen Stücken das frische Leben des Alltags, das Leben von Fleisch und Blut mitspricht, nicht nur die Konvention und die Kunstregel. So sind seine Bühnengestalten für uns die Vertreter all der großen und kleinen Menschlichkeiten und Schwächen, an denen auch wir noch kranken; nur daß diese Gestalten in Perücken und Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen einhergehen und uns so, indem sie in eine kulturhistorische Perspektive entrückt erscheinen, nicht zu nahe treten.

Molières Leben entbehrt nicht des Merkwürdigen und darum Merkenswerten.

Jean Baptiste Poquelin — Molière ist der Schauspielername — ist in Paris als der Sohn eines königlichen Zimmertapezierers geboren worden — wahrscheinlich 1622 im Januar. In der väterlichen Butike sollte er den Tapezererberuf erlernen, nachdem er in einer Jesuitenanstalt und auf